

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 49 · Siebter Jahrg.

Stuttgart, 4. Dez. 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1,50 Goldm., Einzelnummer 15 Goldpf. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase □ Schriftleitung u. Versandstelle: Stuttgart, Rötesstr. 16, Fernsprecher S-H. 628 41 □ Postcheckkonto Stuttgart 6803

Um die Seele der Jugend

„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.“ Dieses Wort ist zum Schlagwort im wahren Sinne des Wortes geworden. Alle Gesellschaftsklassen möchten für sich die Zukunft haben und ihre Klassenparteien wollen die Zukunft nach ihren Wünschen gestalten. Weil sie also alle die Zukunft möchten, müssen sie auch alle die Jugend haben. Darum das große Ringen um die Jugend. Noch nie in der Geschichte der Menschheit ist soviel Wesen um das heranwachsende Menschengeschlecht, um die Jugend gemacht und doch ist noch nie so wenig wirklich Tatkräftiges für die Jugend geleistet worden.

Hundert Gesellschaften und Organisationen werben, reden und schreiben um den Jugendschutz, und doch ist das Lehrlingsrecht mit eines der rückständigsten Gebiete in Deutschland. Alle bemühen sich um das Recht der Jugendlichen auf Arbeit und wiederum ist unter den Jugendlichen die schlimmste Erwerbslosigkeit. Das hat seine natürliche Ursache darin, daß acht von zehn Organisationen nur um das Seelenheil der Jugendlichen bemüht sind, während die Sorge für das materielle und das körperliche Wohl der Jugend nur den Gewerkschaften obliegt. Alle wollen die Jugend einfangen zur geistigen Bevormundung und zur geistigen Verbildung. Aus freien, zukunftsreichen Menschen sollen träge, denkfaule, verbobirte Kreaturen gemacht werden. Gestalten, die sich für Militärklimbim, Vierpartiotismus und Vereinsmeierei begeistern können. Maulaffen, Spießer und Sportfakeln. Der Sport soll nicht mehr dazu dienen, um den Willen zu schulen und die Kraft zu stärken, sondern soll Hunderttausende als müßige Gaffer für eine Anzahl ausgehaltener Sportchaußpieler anlocken. Keine eigenen sportlichen oder turnerischen Leistungen, sondern lärmende, besoffene Sportbegeisterung.

In diesem Geist bemüht sich alles um die Jugend, vor allem Militärverbände und die Unternehmerverbände. Besonders letztere bemühen sich, die Jugend den Arbeiterorganisationen abspenstig zu machen. Sie wollen so die Gewerkschaften schädigen, die Vertretungen der Arbeiter vernichten, damit sie in den Betrieben wieder freies Spiel haben und aus der Jugend selbst eine denkfaule und gedankenlose Herde machen. Dazu gründen sie allerlei Einrichtungen, Werkstätten und Werkvereine und benutzen die verschiedensten Vorwände. So hielt jetzt die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene eine Konferenz in Berlin ab. Als Tagungsthema waren „Grundlagen und Aufgaben der physiologischen Arbeitseignungsprüfung“ und die „Grundlagen und Aufgaben der Umlernung“ angelegt.

Über Arbeitspsychologie und Eignungsprüfung ist in letzter Zeit sehr viel geschrieben und gesprochen worden. Immer mehr gehen die Großbetriebe dazu über, dieses Verfahren für sich nutzbar zu machen. Auch die Einrichtung von Lehrlingswerkstätten und besonderen Umlernwerkstätten für die sogenannten ungelerten Arbeiter nehmen von Jahr zu Jahr an Zahl zu. Die Industrie beginnt zu begreifen, daß sie neue Methoden anwenden muß, wenn sie wettbewerbsfähig bleiben will. Grundfähig sieht die Arbeiterschaft diesen Bestrebungen sympathisch gegenüber, solange sie lediglich technische, nicht aber wirtschaftspolitische Ziele verfolgt.

Bis vor kurzem traten alle diese Bestrebungen nur vereinzelt auf. Seit der Gründung des „Deutschen Instituts für technische

Arbeitschulung“ (Dinta) in Düsseldorf gewinnt man immer mehr den Eindruck der über ganz Deutschland sich erstreckenden Planmäßigkeit, und man erkennt auch, daß die Ziele der Unternehmer weit über das rein Technische hinausgehen, daß sie bestrebt sind, den Kampf gegen die Organisationen der Arbeiterschaft von jetzt an mit anderen, weniger auffälligen Mitteln zu führen. Sie bedienen sich hierbei geschulter Wissenschaftler. Bewußt stellen sie alle Organisationen in den Dienst dieser Arbeiten. So erscheint es auch weiter nicht verwunderlich, wenn bei der Konferenz der „Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene“ zum Teil die gleichen Redner mit den gleichen Vorträgen zu finden waren wie auf der Gründungsversammlung der Dinta am 24. Mai 1925. Hier wie dort sind die Reden vorfristig und geschickt abgefaßt.

Der besonders wirkungsvolle Schlussredner, der Oberingenieur Arnhold, der als Oberingenieur der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. in die Leitung des Dinta-Instituts eingetreten ist, sprach auf der Konferenz der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene als Praktiker über die Grundlagen und Aufgaben der Umlernung. Der Kern seiner Ausführungen, der uns am meisten interessiert, ist der, daß man bei der Jugend beginnen müsse, wenn man die Alten beeinflussen wolle.

Arnhold hat bei seiner Gelsenkirchener Lehrlingswerkstätte begonnen. Die Lehrlinge müssen hier neben ihrer eigentlichen handwerksmäßigen Ausbildung Sport treiben, Turnen und Wandern. Der Lehrlings-Turn- und Spielverein ist der Deutschen Turnerschaft, der bekanntesten nationalistisch eingestellten deutschen Spitzenorganisation, angeschlossen. Man will durch die Erziehung in der Werkstatt und Werkschule sowie durch Beeinflussung der Jugendlichen außerhalb des Dienstes den Einfluß der Arbeiterorganisationen bewußt zurückdrängen. Man errichtet unter anderem auch für die Werksangehörigen Haushaltungsschulen, in denen die Frauen und Mädchen der Arbeiter und Angestellten Belehrung empfangen durch Angehörige des Vaterländischen Frauenvereins.

Die beiden Organisationen Deutsche Turnerschaft und Vaterländischer Frauenverein kennzeichnen die letzten Bestrebungen der Unternehmerschaft, und es ist bedauerlich, daß die an sich begriffenswerte Einrichtung von Lehrlingswerkstätten usw. durch diese Sonderbestrebungen der Unternehmer für die Arbeiterschaft einen höchst unangenehmen Beigeschmack erhält.

Die Gewerkschaft muß alles ausbieten, um diesen Mißbrauch unmöglich zu machen. Sie, und nur sie allein muß die jungen Arbeiter beherrschen. Gedanken sind zoffrei, sagt ein altes Sprichwort, und das soll heißen, daß der Geist nicht gefesselt werden kann. Verzicht der Unternehmer, die in keinen Lehrwerkstätten beschäftigten Lehrlinge zwangsweise der Gewerkschaft fernzuhalten, so ist das gesetzlich nicht zulässig, denn den Jugendlichen steht das Vereinigungsrecht genau so zu, wie den Erwachsenen, immerhin wird damit zu rechnen sein, daß der Unternehmer seinen Willen durchsetzt. Da muß die Aufklärung von uns soweit an die Jugendlichen herangebracht werden, daß sie mit uns denken und fühlen, also sich ihrer Arbeiterwürde bewußt werden, auch wenn sie sich der Unternehmerrmacht beugen müssen. Die Stunde kommt, wo auch der Lehrling von dieser Bevormundung frei wird, dann muß er geistig so hoch stehen, daß er sofort den Weg zu seinen Klassengenossen in den Gewerkschaften findet. Das Müssen um die Seelen der Jugendlichen von den Unternehmern und der Reaktion muß durch die Jugend selbst aufgehoben werden.

Normung im täglichen Leben

Auf der Jahresversammlung des Deutschen Normenausschusses wurden einige sehr beachtenswerte Vorträge über die Normung im täglichen Leben gehalten. Als erster sprach der Vorsitzende des Ausschusses Dr. Neuhaus. Er wies auf die mühsame Kleinarbeit hin, die die Normung verursacht. Man könne nach dem heutigen Stand der Arbeiten des Ausschusses keine Entschuldigungen nicht mehr gelten lassen, sondern man müsse von den Fabrikanten fordern, daß sie die Ergebnisse der jahrelangen Mühe nun auch der deutschen Wirtschaft zugute kommen lassen. Die Normung trete aus dem Betriebsbüro hinaus ins öffentliche Leben. Gütererzeugung und Güterverteilung seien nicht Selbstzweck. Beide hätten nur Sinn, wenn sie es jedem Volksgenossen ermöglichen, für die Vermeidung möglichst vieler und einwandfreier Güter zu erwerben. Und auch die Normung sei nur dann berechtigt, wenn sie dazu beitrage, die Güter zu verbilligen und zu verbessern. Die Tatsache, daß die Normung eine unbedingte Voraussetzung für die Verbilligung und Verbesserung unserer Verbrauchsgüter sei, könne nicht mehr bestritten werden.

Es ist nun, sagte Dr. Neuhaus weiter, reizvoll zu beobachten, welche Bemühungen sich zeigen, die den Eintritt dieses zehnten Prinzips in unsere Wirtschaft erschweren. Zunächst natürlich alle jene Hemmnisse, die aus dem Eigennutz hervorgehen, der in Weidreit gerade aus einem ungeordneten Zustand zieht. Hiergegen hilft allein die Stärkung des wirtschaftlichen Bewusstseins und der wirtschaftlichen Vernunft. Dort, wo der Eigennutz sich auf Kosten des Gesamtwohles bereichert und zu diesem Zweck die Geister vermisst und irreführt, muß er von jedem bekämpft werden. Es zeigen sich aber auch Hemmnisse, die nicht aus einer unsozialen Gesinnung herauswachsen, sondern aus dem Gefühl, daß sich hier ein Vorgang vollzieht der geeignet ist, unser inneres Erleben ärmer, einseitiger und weniger gehaltvoll zu machen. — Wenn wir aber genauer hinschauen, so ist gerade dem einzelnen Menschen das Auswirken seiner Persönlichkeit bei dem heutigen Stand kultureller Entwicklung nur erreichbar, wenn er sich nicht aufreiben muß in einem unfruchtbaren Kampf mit einem unbegründeten Widerstand, sondern wenn Zeit und Mittel für die Auswirkung wahrer Persönlichkeitwerte frei gemacht werden. Wir müssen uns darüber klar werden, daß zahllose Dinge heute in ihrer unbegründeten und zum großen Teil sogar ungewollten Vielgestaltigkeit gar nicht etwa das Ergebnis ernstlich, persönlichkeitsfördernden Strebens sind, sondern einfach der Ausfluß einer willkürlichen Willkür und Gedankenlosigkeit bei Erzeugern und Verbrauchern. Wir müssen ferner zusehen, daß die überwiegende Mehrzahl der Gegenstände des täglichen Bedarfs viel stärker unter dem Geleg der Zweckmäßigkeit stehen, als unter der Forderung persönlicher Geschmack. Es ist viel wichtiger, daß die Hausfrau brauchbare, bequem zu handhabende, zweckmäßige und dauerhafte Wirtschaftsgüter für billiges Geld bekommt, als daß sich in diesen Geräten der misshandelnde Eitel früherer Jahrhunderte ausbreitet. Und es ist viel wichtiger, daß unsere breiten Massen ein Dach über dem Kopf bekommen und sich unter diesem Dach einigermaßen behaglich fühlen, als daß wir einen theoretischen Kampf um die Ästhetik der Bauwerke ausfechten, der bestenfalls unsere Zeitschriften füllt, aber keine Häuser baut. Es ist nichts weiter als eine Fortführung der öffentlichen Meinung, wenn man sie glauben macht, daß der Zustand planloser Erzeugung mehr persönliche Werte einschließt als eine von sozialer ethischer Überlebensfähigkeit und aus der Gemeinschaftsarbeit von Erzeugern

und Verbrauchern herauswachsende Gütererzeugung. Der Redner richtete an alle Kreise des werktätigen Volkes die Bitte, daß sie die Arbeiten des Deutschen Normenausschusses mit der Aufmerksamkeit verfolgen, die sie verdienen und sich als seine Mitarbeiter fühlen.

Der Prof. Gropius, Direktor des Bauhauses in Dessau, wies in seinem Vortrag Normung und Wohnungsnot darauf hin, daß die menschliche Behausung eine Angelegenheit des Massenbedarfs ist, denn für 90 v. H. der Bevölkerung bestehen gleichartige Bedürfnisse. Notwendig ist daher: Wohnhäuser als Vorratserzeugnisse herzustellen, die vom Lager zogen werden können; dadurch soll Verkürzung der Bauzeit, Ersparnis an Baukosten und Verzinsung, Steigerung der Bauleistung und Herabsetzung der Mieten erreicht werden. Vorbedingung für eine gute und billige Bauweise ist eine rationelle Bauwirtschaft, das heißt: serienweise Herstellung von Wohnhäusern, die nicht auf der Baustelle, sondern in Werkstätten in montagefähigen Einzelteilen, einschließlich Boden, Dachern und Wänden erzeugt werden, kurz, Schaffung eines Baukastens im großen unter Zugrundelegung der deutschen Bauformen. Es darf, betont Prof. Gropius, dabei nicht übersehen werden, daß die Kleinhäuser auch für Familienzunahme anbaufähig gestaltet werden. Notwendig ist ferner eine weitestgehende Finanzsparsamkeit der Baugesellschafter, Herabsetzung der Baugeldzinsen durch Ausschaltung unproduktiver Zwischenstellen. Normung und Typung sind die Hilfsmittel, dieses Ziel zu erreichen. Widerspruch gegen beide erklärt sich aus irrümlichen Vorstellungen oder aus rücksichtsloser Gewinnjagd.

Frau Dr. Lüders sprach über die Bedeutung der Rationalisierung für den Haushalt. Rationalisierung heiße Erzielung größten Nutzen bei kleinstem Aufwand an Zeit, Geld und Arbeitskraft. Von diesem Zustand sei man im Haushalt heute noch himmelweit entfernt: ideal sei beinahe größter Aufwand, kleinsten Nutzen. Die Vereinfachung und Verbesserung des Haushalts beginne bei der Wohnung: Lage, Einteilung und Gestaltung der Räume, Art der Treppen, Türen und Fenster, Ausgestaltung der Wirtschaftsräume, vor allem der Küche. Die Lösung dieser Probleme werde erschwert durch die herrschende Wohnungsnot. Wichtig seien ferner die Haushaltsgeräte, die nach vielen Gesichtspunkten hin durchgearbeitet werden müßten. Die Normung bringe Einheitlichkeit, Austauschbarkeit der einzelnen Teile und Möglichkeit der schnellen Ersatzbeschaffung. Dabei müsse auf die Verwendung geeigneter Materials, die Haltbarkeit und die Reinigungsmöglichkeit geachtet werden. Kochtopfbedel, deren Falt sich mit Speiseresten vollsetzt und die schwer oder gar nicht gereinigt werden können, seien unbedingt zu vermeiden. Als dritte müssen die Arbeitsweisen, die von der Gestaltung der Geräte und dem Arbeitsort abhängig sind, vereinfacht und verbessert werden.

Zu betriebsmäßigen Lösungen dieser Aufgaben ließe Zusammenarbeit zwischen Erzeugern, Händlern, Hausfrauen und Architekten, wie sie der Normenausschuss erstrebe, dringend erforderlich. Überhauptige Forderungen der Käufer müssen genau so bekämpft werden wie die Eucht vieler Fabrikanten, von Jahr zu Jahr neue und anders geformte Geräte auf den Markt zu werfen. Die Vereinfachung der Haushaltsgeräte bringe Herabsetzung aller Unkosten bei der Erzeugung und vor allen Dingen beim Handel, und letzten Endes Verminderung der Preise sowie Steigerung des Umsatzes. Ziel der Hausfrauen müsse sein, bei gleicher Wirkung weniger als bisher im Haushalt zu arbeiten, um Zeit für nichtmaterielle Aufgaben zu gewinnen. Somit verlinde Kultur im Schwereimer und Leinwandentum verjange sich im Staubloch.

Wer hat dich, du schöner Wald!

Eine Satire von R. Käder, Ludwigshafen

Aus R. Käder: „Pfälzer Hausgemachte“. Verlag von W. Karmel, Neustadt a. Rh. Als illustrierter Sonderdruck unter dem Titel „Kaldbeul“ im gleichen Verlag. Preis 20 H.

Des Sonntags, nach der Lodge Käu, macht gern man eine Waldpartie und heult sich aus in Föhre und Föhre am holden Busen der Natur. Besonders lübt gern die Tugend die rüchsigste Grobstadjugend, denn draußen kommt, in freier Waldung, das Jägergefühl erst zur Entfaltung.

Auszug

Vor allem andern imponiert man, wenn man sich recht hunt maskiert. Am besten werden, Laum zu glauben, als Kopfputz scheidige Fuchshäuben. Ein Inallotrotz Seltung, fließt und glatt, ersetzt gleich, Fogen und Kramat. Und als der Echtheit Ausdrucksmittel dient ein zerrissener blauer Mittel. Dazu ein Fahl als Wanderstern und Sonntagsgewand aus Pirmatanz. Es tritt der Wander in Erscheinung und hat vor sich die größte Meinung.

Ausstattung

Um seinen Leib hängt allerhand, just wie ein Fuchsig-Brennig-Etard: Kochschel, Brotschel, Thermoflasche, Fehlscher, Kompass, Karabiner, ein Pringraspenapparat, ein Saal voll Gussel für die Wädhren, Luchalter, Stodschel, Seil und Ewetter, ein Sammitod für Regenwetter, Schrittzähler, Zeitbaba, Leuchtschwer, ein Goldbeil wie für Reichertlicher, Fehlsche, Fendtsch, Spirituslöcher, Schupbrille, Stik, Pflanzenkoder, ein Ladelbehälter, ein Trompeter, Estrichalter, Werdusch und Fischen; dann Hängematte, Wühlpatrone, ein Fummetbüchlein für die Sterne, ein Feder, eine Expeditionsmaschine und eine Klumpenmandoline, ein Taschenrechner und ein Laßel, ein

Rudschel und ein Chimborasso, zum Strageln eine kleine Leiter et cetera p. p. ufo.

So sieht der Wädhler los mit Dampf, wie ein Indianer in der Kampf.

Rudschel

Lief aber in des Rudschels Gründen ist fast ein Schmolterhaus zu finden. Der größte Gradstrom der Lonnage dient selbstverständlich für Jounage, trotzdem man draußen über Feld das Essen grad so feil erhält.

Als ging's in unerforschtes Land, bepackt man sich mit Proviant: Ein Leib Kemmih, ein Kilo Schmalz, zwölf Eier und ein halb Pfund Salz, sechs Rudling, zwei Pfund Marmelade, fünf Wedel, vier Tafeln Schokolade, drei Handlās, drei — vier Flaschen Wein, das Hintersteil von einem Edmeim, ein Fläschel Schnaps und zwölf Zigaretten, und Zwiebel, Mehl und Sped für Schmarren, ein Kumpen mit Kartoffelsalat, ein Liter Fering-marinad, ein halb Eshod Apfel, drei Zitronen, ein Saal gemahlner Kaffeebohnen, von Schweinerippchen ganz zu schweigen, sechs kalte Koflett und dergleichen.

Auch sonst muß man im Rudschadmagen noch viel im Wald spazieren tragen, z. B. ein Paar warme Schlappen, ein Nähzeug, ein Paar Ohrschlappen, zwei Leudend Platten in Stoffetten, ein Nordspat mit Zigaretten, ein Leud zum Becheln, Lanolin, ein Liter Spiritus, Escharin, dann Crem für Wolf und Blasenleiden, ein Instrument zum Nägelschneiden, auch Aspirin zum Kopfschütteln, und Opium sowie Schwergripfen; ein Eßgeschel für drei bis vier, ein Klächchen zart Roskrapapier, auch Schnupftobak fehlt nicht dabei, und was zum Wesen des — Karl May.

Teabeutel biegt es rund und krumm: Man trägt sein ganz Verwogen zum.

Abfahrt

Man sitzt man in der Eisenbahn und fängt sofort zu Nimpeln an, und kräht dazu in alter Art: O Pfälzerland, wie schön bist du!

Die Schweißung von Aluminium

Wenn auch die Ausführung von Aluminiumschweißungen eine Reihe von Erfahrungen voraussetzt, so kann man diese Arbeiten durchaus nicht als schwierig bezeichnen, ja man kann sogar sagen, daß das Aluminium eines der am leichtesten schweißbaren Metalle ist. Der wichtigste Punkt, der dabei zu beachten ist, besteht in der Schnelligkeit, mit der das Aluminium oxydiert wird, in der Härte und in der Zähigkeit der so gebildeten Oxidschicht. Dieses Aluminiumoxyd bildet bekanntlich eine rein oberflächliche Schicht, die das übrige Metall vor weiterer Oxydation schützt. Bei der Schweißung ist es daher notwendig, die Oxidschicht zu zerstören, um die gewünschte Gleichmäßigkeit zu erhalten. Einen weiteren zu berücksichtigenden Punkt stellt die langsame Abwicklung des Verfahrens dar: der Schweißer muß drei verschiedene Gegenstände verwenden, nämlich den Schweißapparat in der rechten und den Zuführungsstab in der linken Hand. Nach Abschmelzung von einem Zentimeter legt er den Zuführungsstab weg, nimmt den Schweißapparat in die linke und einen Eisenstab, den er zu bewegen hat, in die rechte Hand, um dann wiederum von neuem anzufangen. Der Erfolg hängt daher sehr von der Geschicklichkeit des Schweißers ab.

Das beste Mittel für die Entfernung der Oxide besteht in der Verwendung von Flußmitteln. Eine für diese Zwecke günstige Zusammensetzung eines Flußmittels besteht aus 45 Teilen Natriumchlorid, 30 Teilen Natriumfluorid, 15 Teilen Aluminiumchlorid, 7 Teilen Natriumsulfat und 3 Teilen Natriumbisulfat. Sind die Aluminiumstücke besonders dünn, so muß man ein sehr flüchtiges Flußmittel verwenden, sind sie dickwandig, so kommt ein Flußmittel mit einem höheren Schmelzpunkt in Frage. Alle Flußmittel sind hygroskopisch, so daß sie vor Luft und Feuchtigkeit geschützt aufzubewahren sind. Da die Flußmittel das Aluminium angreifen können, empfiehlt es sich, die Stücke nach der Schweißung sorgfältig zu waschen. Die kleineren Stücke, die durch eine schnelle Abkühlung keinen Schaden erleiden können, kann man unmittelbar nach dem Schweißen in Wasser eintauchen, während die Abkühlung großer Stücke besondere Vorsichtsmaßnahmen erfordert; in diesem Falle sollte man zum Waschen nur warmes Wasser benutzen.

Die Festigkeit einer Schweißnaht hängt vor dem Zuführungsmetall ab. Eine autogene Schweißung von Aluminiumblech kann eine Bruchfestigkeit von 8 bis 9,5 kg/mm² aufweisen, und es ist zu merken, daß die Schweißung widerstandsfähiger sein kann als das Metall selbst. Diese Festigkeit kann durch ein leichtes Kalthämmern noch etwas gesteigert werden. Die Wahl des Zuführungsmetalls für die Schweißung von Aluminiumlegierungen richtet sich nach der Art des Metalls. In der Praxis lassen sich dabei zwei große Gruppen unterscheiden: einmal die Legierungen, die neben Aluminium noch Kupfer, und dann solche, die außerdem noch Zinn enthalten.

In England verwendet man in der Regel eine Legierung mit 13 vH Zinn und 2 1/2 vH Kupfer, in Amerika besonders eine Legierung mit 7 bis 8 vH Kupfer. Diese beiden Legierungen lassen sich leicht nach demselben Verfahren wie das Aluminium selbst schweißen. Man verwendet die gleichen Flußmittel und als Zuführungsmetalle dieselbe Legierung, aus der das zu schweißende Stück besteht. Diese letzte Bedingung ist zwar nicht unentbehrlich, doch sollte man sie berücksichtigen, da sie eine viel größere Gleichmäßigkeit ergibt. Bei der Schweißung von Silumin mit bis zu 15 vH Silizium ist als Schweißmetall eine gleiche Verierung wie das Stütz aufzutragen.

Und schreit und jodelt laut nach Noten, und läßt vom Stapel wüste Zoten, und klopf und trampelt, daß es kracht, daß man teils schimpft, teils drüber lacht, um auch der Frau im schwarzen Kleid, im Wageneck voll Herzeleid, die mit dem Kranz fährt zur Leichen, den schweren Kummer zu verschleiden. —

Steigt man dann aus der Eisenbahn und kommt im Wald in Briedbach an, dann kehrt man rasch beim Bahnhof ein und schenkt erst flugs drei Schoppen Wein, und plärct und klumpert, daß es knallt, laut:

„Wer hat dich, du schöner Wald“

Dann steigt man mit dem Fräulein Lina den Berg hinauf die Serpentina, und spricht, anstatt vom Waldrevier, von Diebeshändeln, Wein und Bier, pouffiert und peht die Wädel's heiter in ihre Arme usw. und ventiliert mit Zarigefühl, was es zu futtern gibt am Ziel, und schimpft auf Wade und Markierung, auf Wahn und Fortamt und Regierung, stürzt Wank um, reißt Geländer ein, rollt Felsen tief ins Tal hinein, schlägt Gipfel ab mit seinem Prügel, und schmettert über Tal und Hügel (für alle Wunder taub und blind): „Soch a uf der Alm, da gibt's ja' Sünd.“ —

In der Wäldlerhütte

Nun lenkt der Waldmensch seine Tritte zum Gipfel in die Wäldlerhütte, und trampelt, ohne Fragen, ein, trotzdem er nicht im Waldverein. — Dann klopf er, daß es nur so klirrt, schreit wie ein Fuhrknecht nach dem Wirt, hängt an den Esen nasse Loden, packt aus, wirft Abfall auf den Boden, reißt Senker auf, schimpft auf den Wein, schmeißt Gläser um, schlägt Keller klein, und malträtiert die Wandoline und gröhlt dazu mit frecher Miene, was nur herausgeht aus dem Hals, das Lied: „Der Jäger aus Kurpfalz.“ Und fuhrt sich auf in fremder Klaus, gerad als wenn er wär' zu Hause.

Was die Ausdehnung anbelangt, so ist die lineare Ausdehnung des Aluminiums zweimal so groß als beim Kupfer. Man hat daher Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, die der Ausdehnung, dann der Schrumpfung beim Abkühlen Rechnung tragen, da sich sonst verformte oder sogar brüchige Stücke ergeben. Zu diesen Vorsichtsmaßnahmen gehört namentlich das vorherige Erwärmen, sei es des ganzen Stückes, sei es nur der Schweißstelle selbst. Dann ist es von Wert, die geschweißten Stücke einer sehr langsamen Abkühlung von bis zu 24 Stunden und mehr zu unterziehen. Diese Abkühlung verwickelt man durch Zudecken mit Asbest und durch Einpacken in Sand. Neben dem Vorteil der Vermeidung gefährlicher Innenspannungen ergibt sich eine sichtlich Verbesserung der Metalleigenschaften. Legt man auf eine weitere Steigerung der physikalischen Eigenschaften wert, so wird man das Stück nach dem Abkühlen wiederum erwärmen. Die Bruchfestigkeit eines derartigen Stückes von 15 kg/mm² bei 4 vH Kupfer stieg nach dem Erwärmen auf 450 Grad von drei Tagen Dauer auf 24 kg/mm²; im gleichen Verhältnis stieg auch die Dehnung. Diese Angaben dürften wohl die Bedeutung des Erwärmens der Stücke nach dem Schweißen beweisen. (Nach der Zeitschrift L'Usino.) Dr. Ka.

Das Thoriummetall

Stingt ist es nach langjährigen Versuchen gelungen, reines, hämmerbares Thoriummetall zu gewinnen. Das Thorium ist von besonderem Wert für die Radiomaterie, da es den wirksamen Bestandteil der Röhren fast aller Röhren bildet. Bisher wurde bei der Herstellung solcher Lampenröhren so verfahren, daß man einem Wolframfadens etwas Thoriumoxyd einverleibt, da das Thorium die Fähigkeit besitzt, leicht und bei sehr niedriger Sädentemperatur Elektronen auszusenden; wird die Röhre geheizt, so wandern seine Teilchen metallischen Thoriums an die Oberfläche des Fadens, strahlen Elektronen aus und ordnen sich allmählich. Ist das Thoriummetall an der Oberfläche des Wolframfadens verbraucht, so wandern neue Thoriumteilchen von innen nach außen und so fort, bis eben alles Thorium verbraucht ist. Der Fortschritt liegt nun darin, daß man heute die Röhren ganz aus Thoriummetall herstellen kann. Das neue Metall hat das zweithöchste Atomgewicht aller bekannten Elemente und weist eine Härte auf wie weiches Eisen, ist jedoch 50 vH schwerer wie dieses. Der Schmelzpunkt des metallischen Thoriums, das sich in der hämmerbaren Form schneiden und in der Malle bearbeiten läßt, liegt über dem des Platins. Das Thoriummetall wird durch Reduktion des Oxydes zunächst in Form eines feinen Pulvers erhalten; allein alle Versuche, es in zusammenhängender, duktiler Beschaffenheit zu gewinnen, schlugen bis vor kurzem fehl; erst durch den Bau besonderer elektrischer Öfen und durch die Auffindung eines geeigneten Legematerials wurde es möglich, das Thorium in der neuen, hämmerbaren Form zu erzielen. Die Verwendung des duktilen Thoriums ist übrigens nicht auf die Verfestigung der Radioröhren beschränkt, es besitzt vielmehr auch eine große Bedeutung für die Montagenrohrentechnik, da die aus Thoriumblech hergestellten Röhren viel wirksamer sind als die aus Wolfram bestehenden. Der volle Wert des hämmerbaren Thoriums wird nur im Laufe der Jahre beurteilt werden können, genau so, wie dies beim Wolfram der Fall war, das vor etwa 40 Jahren noch als unnütze Sehenwürdigkeit betrachtet wurde, heute jedoch die praktische Grundlage bildet für alle Glühlampen, Montagenröhren, Schnelldrehstäbe und manche anderen Anwendungen von großem Handelswert. F. Kueg.

Zum Schluß entsacht er dann als Dank beim Abtrieb Peter, Streit und Janz, und äußert unter Knüppelschwingen den Gruß des Götz von Berlichingen, wirft Schneiden an der Stütze ein, zerhmettert Flachen am Gesein, und pflanzt noch gar am schmalsten Steg wer weiß was mitten auf den Weg. —

Wpfochen

Nun geht's mit Blim-blam-blum-Musik vom Weg ab, querwaldein, zurück. — Jetzt macht man halt an lichter Stelle, wo abgelockt wird bei der Quelle. Im Nu da prokeln überm Feuer der Sped, die Zwiebeln und die Eier. Dann wird gefuttert, daß es kracht, krat-elt und Wleherel gemacht, und rumgezerrt die Mandolina, die Dora, Gertrud und die Lina. —

Drauf stößt man Eisen und ringt, klopf Schinken, daß rund verflört entstehen die Finken, und andre Leut' vor solchen Sachen entrißet einen Wogen machen. Zum Schluß schleudert man geschindt die Finken noch in Wald und Wind, entsteht ein Waldbrand, was liegt dran, das geht kein Teufel etwas an! Dann schmeißt man rund den Blaz zur Tier voll Wursthaut, Eckerben und Papier, so daß es ausfliehet jedesmal, als wie ein Gottentotental.

Auf dem Rückmarsch

Jetzt hebt man noch als Seelenschmanz ein Dukend Bog, Ineßer aus, und schnitzelt mit dem Dolch im Scherz in jeden dritten Baum ein Herz, rißt Reime ein nach altem Brauch (der Lichter Goeßle hat's ja auch) und kratzt in jede neue Wand den werten Namen ein zum Dank. Und klumpert, jodelt, jauchzt und brüllt, daß sich verschleudt wird alles Wild, rißt seine Pflanzen aus am Hügel, zerhmettert Pilze mit dem Prügel, zertritt aus Mordlust und aus Bier den Froch und alles Kleingetter, und spießt zur Kurzweil mit dem Dolch die Ringelacker und den Mollich, und graßt entlang den Weg zum Tal

Technik — Kunst — Arbeit

Jedem künstlichen Werk liegt — im Gegensatz zum natürlich gewordenen — ein eigenes Schaffensgesetz zugrunde. Dieses Gesetz bestimmt den Charakter, die Form, den Inhalt, den Wert des Werkes. Das zeigt sich bei allem, was der Mensch mit der Hand oder mit dem Hirn schafft, gleich, welchen Bedürfnissen das Werk dient.

Der Techniker schafft nach Gesetzen der Statik (Gleichgewichtslehre) und Dynamik (Kraft, Bewegungslehre); sein Werk, diktiert vom künstlerischen Nützlichkeitswert, muß zweckmäßig und voll tragender Kraft sein. Es dient vor allem den Beziehungen der Menschen zum materiellen Dasein. Mehr und mehr aber wird der Techniker vor die Aufgabe gestellt, sein Werk auch nach ästhetischen Gesichtspunkten zu formen; die neue Zweckmäßigkeit will Gestalt finden in technischen Werken, die auch dem Auge des Menschen wohl tun.

Der Künstler schafft nach Gesetzen der Ästhetik (Lehre vom Schönen) und der Dynamik. Sein Werk soll von höchster Schönheit, aber auch voll innerer Kraft sein. Nur, daß das Kunstwerk eine innere Konstruktion aufweisen muß, die der künstlerischen Form und Absicht dient, während die Konstruktionsidee des Technikers von Erwägungen der Zweckmäßigkeit, Billigkeit und Kraft auszugehen hat. Das Kunstwerk hat im Gegensatz zum Werk der Technik keine Beziehungen zum materiellen Leben, sondern zum geistigen, kulturellen. Es dient den Gedanken der Schönheit, der Harmonie, der Raumgestaltung und des Rhythmus der Seele im Menschen.

So haben Technik und Künstler zwar verschiedene Aufgaben, aber doch vieles gemeinsam. Gemeinsam müssen sie den Gesetzen der Konstruktion folgen, Bildungsregeln, die sich nur verschiedenen Zwecken zuordnen. Im Mittelalter wirkten Künstler und Baumeister zusammen am Bau des gotischen Domes. In der Gegenwart müssen sie eine enge Arbeitsgemeinschaft eingehen bei der Gestaltung vieler Dinge, die dem Dasein und der Arbeit des Menschen dienen.

Nahm in früheren Zeiten der Künstler eine romantische Stellung in der Gesellschaft ein, so ist er heute eng mit ihr verbunden. In steigendem Maße wird die Kunst eine Angelegenheit der Öffentlichkeit, wohingegen sie vordem im Dienste der Besthenden stand.

Die menschliche Arbeit dient allein den materiellen Bedürfnissen der Menschen. Zweck der Arbeit ist, dem Menschen die Existenz zu ermöglichen. Aber in jedem Arbeitsprozeß liegen auch Wurzeln der Schaffenskraft, einer Schaffensfreude, die sie über den Zwang zur Erhaltung der Existenz hinauszuheben soll. Das erkennen wir an der Rolle, die Kunst und Kunsthandwerk in der Arbeit spielen. In vielen Berufen ist daher Handwerk gleichbedeutend mit Kunstfertigkeit und künstlerischer Gestaltung. Man denke an Kunst- und Goldschmiede, an Steinbruder und Lithographen, an Bildhauer und viele andere. Streifen wir aus den vielen Berufen nur den des Bildhauers heraus. Er soll nicht nur Handwerker, sondern auch gestaltender Künstler sein. In Holz, in Stein, in Keramik, in Guss und vielen anderen mehr formt er den Stoff als Schmutz, als Verjüngung, als abschließendes Ornament, als Gebrauchsgegenstand. An Möbeln, an Türen, am Ramin, als Haus schmuck und so fort findet man das Schaffen des Bildhauers vor. Leider ist die Bildhauerkunst heute nicht mehr so in Anspruch genommen, wie noch vor kurzer Zeit. Die Gründe dafür liegen in einer anderen Auffassung der Gegenwart über die künstlerische Ausgestaltung des Zweckmäßigen. Es wäre jedoch unendlich zu behauern, wenn aus einem mächtigen Welt der Zeit, der nur zweckmäßig

und typisierend wirkt, die Kunst des Bildhauers in Vergessenheit geraten sollte. In vielen Dingen, die wir zum Leben und zu einem als harmonisch empfundenen Dasein notwendig haben, spielen Kunst und Kunsthandwerk keine untergeordnete Rolle. Auch an dem Wert des Bildhauers wollen wir uns erfreuen, da es zur künstlerischen Ausgestaltung unserer Umwelt gehört. Was für den Bildhauer gilt, ist für viele andere schöpferische Berufe, wie oben gezeigt, ebenfalls zutreffend. Durch die Maschinisierung müssen viele Arbeiten heute schematisch und monoton betrieben werden. Soll der arbeitende Mensch nicht einer Verflachung verfallen, so ist dahin zu streben, daß in den Berufen, in denen sich das Handwerk mit dem Kunstschaffen vereinen, diese Schöpferkraft erhalten bleibt.

Technik, Kunst und schöpferische Arbeit bilden eine Dreieckigkeit im Bestandungsprozeß der Menschen, die immer inniger zusammenwachsen sollte. Damit würden die verschiedenen Sparten der bildenden Kunst, der Technik und der Arbeit eine neue Belebung erfahren, die auch neue Ausdrücke für das Streben, das zur Gemeinschaft der arbeitenden Menschen führt, entwickeln können. Im Zeitalter der Demokratie würde auch hierdurch das demokratische Streben und Leben des Volkes sinnfälligen Ausdruck erhalten.

Walter Eschbach

Bündnisse und Nothilfe in der Tierwelt

Schließen auch die Tiere Bündnisse ab? Ja, und zwar Bündnisse der verschiedensten Art, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen. Zwar schließen sie keine schriftlichen Verträge ab, wie die Menschen, um sie zu umgehen oder gar zu brechen, vielmehr halten sie die stummen Verpflichtungen wie ein ehernes Naturgesetz.

Da sind zum Beispiel die Wiber, die in Deutschland nur noch an zwei Stellen vorkommen. Sie bilden eine richtige Waagenoffenschaft und leben in Siedlungen beisammen. Quer über einen Fluß bauen sie einen Damm, um so einen kleinen Stausee zu bilden. Hier legen sie dann ihre Wasserburg an, denn sie leben ja im Wasser. Sie fällen Bäume, schleppen Holz und Erde herbei und bauen damit den Damm und die Einzelwohnungen.

Eine Genossenschaft zum Zweck des gegenseitigen Schutzes bilden die Murmeltiere. Diese friedlichen Tierchen leben hoch in den Alpen in Kolonien beisammen. Sie wohnen in Erdhöhlen und nähren sich von der dürrigen Pflanzenwelt. Wenn sie nun im Sonnenschein aus ihren Höhlen herauskommen, um gemeinsam zu spielen oder auszuruhen, dann stellen sie nach allen Seiten hin Wachen aus, die bei der geringsten Gefahr einen schrillen Pfiff von sich geben. Im Nu ist die ganze Gesellschaft verschunden; nur die Wächter behalten ihre geduckte Stellung bei und geben ein neues Zeichen, wenn die Gefahr verüber ist. Hier haben wir also ein ausgeprochenes Schutzbündnis.

Daselbe gilt von den Prärie hunden, die mit den Murmeltieren verwandt, aber etwas größer sind und ihren Namen dem bellenden Laut verdanken, den sie hervorbringen. Sie leben in der Prärie Nordamerikas, bauen tiefe Erdhöhlen und werfen die freigeordnete Erde vor dem Eingang zu einem kleinen Hügel auf. Sie leben städte- und dörfchenweise beisammen, sind außerordentlich scharf und daher sehr schwer tot oder lebendig zu bekommen. Sie stellen Schildwachen auf den Hügel aus, die man deutlich beobachten kann. Selbst angeschossene oder tote Tiere fallen selten in die Hand des Jägers, sie werden meist von ihren Genossen noch in den Bau hinabgereizt. Die Prärie hunde bilden eine richtige Genossenschaft auf Gegen-

am Waldpfad alle Bäume fahl. Und ruft sich einen Arm voll Strauß, so groß als wie ein Gartenhaus, den später man, am Schluß vom Best, im Stubbet wieder liegen läßt. —

Am Endpunkt

Ist man am Endpunkt eingetroffen, wird eingelehrt und fortgetrunken, geraucht, gesungen und gepollert und das Klavier im Haus gelollet. Und — ohne daß es wer erlaubt, das Klavierinstrument gelollet, und eingeborne Laut' genzt und alle, graue Herr gedugt, und Redensarten angeführt, daß sich ein Landsturm-mann geniert. —

Schiffahrt

Zum Schluß wergelt man im Flug laut grählend schnell zum letzten Jug, und ohne lang zu fragen weiter steigt man in Erster oder Zweiter und singt, wie Heas der Seifenfeder, laut:

„Nach der Heimat wächt' ich wieder!“

Und stocht die Segen lang hinaus und fährt sich auf — als wie zu Hans. —

Dann schläft man müd vom toßen Scherzen an seiner runden Ding Herzen, doch plötzlich wachet man gähmend auf und nimmt zum Fenster seinen Lauf und singt, nachdem man's angezogen, ein Lied in ganzem Regen und läßt dem Innern freien Lauf — doch — Schwamm darüber, Sand darauf! —

Schlusssatz

Jetzt wecht der Schaffner die Beherung des „Ackerpfades der Erntehans“ — im Bahnhof gibt's noch Scherzereien — den Schlusssatz hat die Polizei. Und auf dem Weg zum Nachtschlaf brüllt man für hoch zum Polster, um seiner Klumper, daß es lautet:

„Wer — wer hat d'hibidich duha schöhöhöner Mahald!“

Redensarten

Schon der selige Maccant de la Marllière hat festgestellt, daß die deutsche Sprache eine „wette Sprak“ ist. Deshalb haben die Sprachverhänger sich von jeher untre liebe Mutterprache dadurch erleichert, daß sie sich das Bauen eigener Sätze erparien und sich nach Möglichkeit stehender Moderedensarten bedienen. Je stumpfsinniger, desto besser. Vor einigen Jahren zum Beispiel war es unmöglich, in einem Lokal aufzubreden, ohne diesen Vorgang mit den Worten:

„Sch' mir!“

„Sprach der Schleich zum Emir!“

zu begleiten, eine Weile später galt es direkt für ungebildet, nicht alle Redensarten zu tragen:

„Jawohl, mein Lieber!“

„Sagt der Wolf zum Wiber!“

Und wer heutzutage seiner Begeisterung anders als mit dem geistprühendsten Satz: „So kommt der Laie und der Fachmann wunderlich hoch' Ausdruck gibt, beweist damit nur, daß er aus der reinsten Proving herbeigetrochen ist, unberührt von dem Sonnenlicht zeitgemäßer Intelligenz.

Auch die Münchner haben ihre Redensarten, die sie oft besser nicht hatten. Bevor-d-rs eine davon habe ich auf dem Strich; sie ist ganz kurz, sie besetzt nur aus einem einzigen Wörtchen, und dieses Wörtchen ist ein fragendes „net!“

„Gestern bin i auf'n Bahnhof ganga, net, und hab mir ein Billett g'loht und nachher bin i eing'liegen, net, und nachher ist der Zug fortgefahren, net, und i bin dring'sessen, u.t. in der dritten Klass'n, net, weil mir die zweite zu teuer ist, net, und nachher hot der Zug in Augsburg g'halt'n, net, weil das a Station ist, net, und die Zug, die halten doch alle an die Stationen, net, weil das is im Fahrplan steht, net,

fettigkeit. Im Sommer sammeln sie gemeinsamen Vorrat und im Winter, wenn ihnen die Zeit zu lang wird, besuchen sie sich gegenseitig in ihren Wohnungen. Aber solange der Tag dauert, stellen sie Wachen aus, die sich gegenseitig abhören.

Ebenfalls auf Gegenseitigkeit beruht die Freundschaft zwischen Strauß und Antilope. Diese beiden Tiere halten sich mit Vorliebe in der Nähe voneinander auf. Der Strauß hat ein vorzügliches Auge, kann aber nur schlecht riechen; die Antilope hat umgekehrt eine sehr gute Nase, aber keine so scharfen Augen. Unsere beiden Freunde ergänzen sich also. Je nach der Windrichtung kann die Antilope schon eine Gefahr wittern, wo der Strauß noch nichts sieht, und umgekehrt. Und da beide Tiere zu den besten Läufern der Welt gehören, so passen sie auch hierin zusammen und können sich gemeinsam retten.

Auch die Affen verteidigen sich bekanntlich gemeinsam, wenn einer der ihrigen angegriffen wird. Sie bewaffnen sich mit Steinen und Knütteln und gehen rudelweise unter mildem Geschrei gegen den Angreifer vor, den sie auf diese Weise in die Flucht schlagen.

Selbst auf dem Meeresboden findet man noch Beispiele für Tierbündnisse. Das bekannteste ist die Freundschaft zwischen dem Einsiedlerkrebs und der Anemone oder Seerose. Beim Einsiedlerkrebs ist nicht, wie bei den übrigen Krebsen, der Hinterleib durch einen Panzer geschützt. Bei seiner Schwachheit hat er infolgedessen viele Liebhaber. Um sich nun zu schützen, steckt er seinen Hinterleib in ein Korallen-Schneckenhaus. Aber auch das hilft ihm nicht immer. Die großen Polypen können ihn mit ihrem mächtigen Saugapparat auch da herausziehen. Um sich nun auch hiergegen zu schützen, benützt der Einsiedler ein ganz besonderes Mittel. Er sucht sich eine Freundin in Gestalt einer Seerose. Diese Tiere können sich nicht selbst fortbewegen, sie sind auf die Nahrung angewiesen, die zufällig in ihre Umgebung gerät. Ein solches Tier mit seinen gefährlichen Nesselstrahlen hebt der Einsiedler auf sein Schneckenhaus, wo sie sich mit ihrem Fuß festsaugt, und nun tutschert er mit ihr herum. Durch ihre Nesselstrahlen schützt sie ihn selbst vor dem gefährlichsten Feinde, und umgekehrt fällt von seiner Beute immer soviel Nahrung ab, daß beide auf ihre Rechnung kommen.

Man sieht in der Natur nie, daß ein Sperling gegen den andern vorgeht, daß eine Schwalbe der anderen das Nest wegnimmt oder daß ein Löwe den andern auftritt. Dieser Widersinn war lediglich dem Menschen vorbehalten. F. W.

Trotz alledem!

Inmitten Not und Schmach und Qual,
hämischen, hassendem Zähnewehen,
Kopf hoch trotz alledem!
Laßt euch nicht auseinanderhehen,
ob Hunger und Elend auch rüttelt zum Toben,
resigende Worte die Städte durchschwirren!
Brüder, laßt Auge in Aug' uns geloben:
Wägen den Sinn, zum Ziel erhoben,
das so schweren Wegs uns befreit,
nichts soll den wägenden Sinn uns verwirren!
Brüder wir, Bruder, in härtester Zeit
einer den andern zu stärken bereit!

Paul Haupt.

denn wann's mit halten läten, net, nachher wär dös ja loa Station net, und nachher net...

Wenn mir jemand in dieser Weise erzählt, dann stehe ich immer: „Sie, legen Sie mir Handflächen an, ehe ein Unglück passiert!“ Beim zehnten „net“ bin ich noch ganz ruhig, beim zwanzigsten krieg ich bereits das Herzbenzuden, beim dreißigsten „net“ fange ich an, weiße Mäuse zu sehen, beim vierzigsten „ne.“ ziehe ich die Zäde aus und lege sie neben mich auf das Straßensplaster, und wenn das „net“ sein fünfzigstes Jubiläum feiert, dann garantiere ich für nichts mehr.

Auch mein Freund Max ist so ein Netzfager. „Mensch, mach mich nicht tobjüchtig!“ bat ich ihn. Aber er lächelste nur überlegen: „Geh, sei doch net glei! so nervös, net! So a Wöcil macht ja die Sprach erst gemüati, net!“

Diese Behauptung gab mir zu denken, denn ich gelle nicht gern für ungemüatisch. Und ich habe mir g.-sagt: Vielleicht hat er recht, vielleicht machst du dich wesentlich beliebter, wenn auch du dir eine Nebenwendung zulegst! Aber natürlich das abgebrauchte „net“ darf es nicht sein, da mußst du dir schon etwas Originelleres ansuchen!

Wo, der erste Mensch, der mich anredet, wer ist das? Ein Fremder, der wissen wollte: „Sönnen Sie mir vielleicht verraten, Verehrtester, wie ich hier nach der Binato-Hehengebäude komme?“

„Warum sollte ich Ihnen das nicht verraten, Akeriki?“ erwiderte ich. „Da gehen Sie nach dem Stachus, Akeriki, und steigen in die Binle 2, Akeriki, bis der Schaffner ruft: Warestrasse, Akeriki!“

Noch nie habe ich einen Menschen ohne sichtbaren Grund so Waf werden sehen. Er stand mit offenem Munde da, ich schäme diese Öffnung auf anderhalb Tagewert, seine Haare sträubten sich derart, daß er sie ungeniert in seiner Reimat hätte als echten Samstags verkaufen können, er umflamerte abwehrbereit seinen „Alpenstab“ — aber als er sah, daß ich keinerlei offensine Abhöfen hatte, krächte er: „Sie wollen mir Wohl verdröpln?“



Vegetabilisches Eisenbein

In den Urwäldern um den Amazonasstrom gedeiht eine Palme, welche die Laguanüsse, auch Eisenbeinüsse genannt, liefert. Die Palme bedarf keiner Anpflanzung oder menschlicher Pflege, und die Gewinnung der Nüsse erfordert bloß die Mühe des Einsammelns. Im Jahre 1912 wurde in Quitos, dem peruanischen Hafen am Amazonasstrom, von dem diese Nüsse ausgeführt werden, eine Maschine aufgestellt, durch welche die Nüsse ihrer dünnen und harten Hülle entleibt werden, um die Beschaffenheit derselben, ob gesund oder faulig, erkennen zu können. Auf diese Weise ist es möglich, für Ausfuhrzwecke die beste Ware von der minderwertigen zu sondern. Diese Nüsse dienen zumest zur Herstellung von Knöpfen, Spielwaren und dergleichen mehr. Die wichtigsten Fabriken, die dieses Rohmaterial verbrauchen, befinden sich in England, Süddeutschland und Italien. Die peruanischen Behörden erblickten in dem Betrieb dieser Nüsse einen Erfolg für den in ständiger Abnahme begriffenen Erwerb der Kautschukhammer, welcher unter der Konkurrenz des südasiatischen Plantagenkautschuks leidet.

Und da ich das nicht wollte, ging ich weiter und sagte nur kurz: „Grüß Gott, Akeriki!“

Ich hatte den Eindruck gewonnen, daß dieses Akeriki wirklich sehr gemüthlich klang, und ich beschloß, es beizubehalten.

Ich wanderte in mein Stammcafé, und weil die Leni, meine Zichoriehofflieferantin, wieder mal an einem anderen Stammisch-Pausierdientle zu haben schien, trottete ich auf den Tisch: „Fräulein, Akeriki!“

Ich bin kein Sensationschriftsteller, aber diesmal erregte ich doch Sensation. Alle Köpfe drehten sich nach mir um, und vom Nebenisch rief mir einer zu: „Sie, machen S' das noch amal, Herr Nachbar!“

Und weil ich ein junges Wesen an mir habe, trompete ich noch einmal: „Fräulein? Akeriki! Wo sießt denn, Leni, Akeriki?“

Und der Herr Nachbar erkundigte sich: „Legen Sie auch Eier? Sie san wohl aus Kallutta?“

Jetzt kam die Leni herbeigehürzt und ich schaffte an: „Bring mir einen Kaffee, Akeriki, und etwas Gebäck, Akeriki, und ein paar Bel-tungen, Akeriki! Aber nicht wieder verjährlige, Akeriki!“

Diesmal erwies sich das Akeriki wirklich als sehr gemüthlich-erzeugend. Das ganze Caféhaus fing an zu krähen „Akeriki“, die Musik spielte einen Tusch, ein wider Mann hoblette flügelstlagend zwischen den Tischreihen und fünf Minuten lang glich das Caféhaus einem Narrenhaus. Der Herr Nachbar lachte Tränen und bat ein über das andere Mal: „Krähen S' no a bissel! Sie san a guater Sahn! Drum wern S' a net fett!“

Ich sah natürlich mit souveräner Verachtung auf dieses unpassende Gebaren herab, das sich wieder beruhigte, und als mir die Leni meinen Kaffee brachte, sagte ich als häßlicher Mensch: „Danke schön, Akeriki!“

Und da wars ganz aus. Der Wirt widelte mir einen sauren Hering ein und sagte, ich sollte nach Hause gehen. Und an der Tür sagte er noch: „Ja, das Krähenblet.“

Selbstbildung

Dieser Abschnitt ist dem Buch: „Leben, Liebe und gesunder Menschenverstand“ von Arnold Bennert entnommen. Der Verfasser spricht über den Willen des Menschen zur Selbstverbesserung und den ergebnislosen Kampf gegen das menschliche Temperament. Das Buch kostet 4 M und ist im Verlag Grethlein & Co., Leipzig, Salomonstraße 20, erschienen. Die Jugend sei darauf aufmerksam gemacht.

Ich möchte nun von den jungen Leuten sprechen, die keine Unverfälschten. Viele verkaufen ihre Schulbücher und danken Gott, daß ihre Ausbildung zu Ende ist. Manche aber, die erkannt haben, daß die Schule nur der Vorhof zum Tempel des Wissens ist, bemühen sich ernsthaft, in den Tempel hineinzutreten. Sie besuchen Abendkurse, suchen sich selbst weiterzubilden. Diese Methode hat natürlich ihre Schwächen, denn sie erfordert ungeheuer viel Zeit. Diese sind aber gering gemessen an den noch größeren Vorteilen, die sie andererseits bietet, indem sie dem Lernenden Freiheit gewährt. Er kann bei dieser Art des Studiums ganz seinen eigenen Ideen folgen, sich die Materie auswählen, die ihn am meisten interessiert. Er kann Fehler machen und sie auf seine eigene Weise wieder verbessern. Diese Leute können wirklich von sich sagen, daß sie sich selbst erziehen — eine Möglichkeit, um die ich sie beneide und um deren Willen ich vielleicht noch einmal jung werden möchte. Alle diese jungen Leute sind von Hoffnungen erfüllt, die ebenso jelsam sind wie ihre Methoden. Aber ihr Eifer ist bewundernswert. Sie würden überhaupt fast keine Fehler machen, wenn sie sich einige wichtige Überlegungen zu eigen machen wollten, wenn sie zum Beispiel erkennen würden, daß geistige Erschlaffung, eine plötzliche Anergie gegen Anstrengung, immer physische Ursachen hat.

Gesunde junge Leute sind niemals träge, im Gegenteil voll Eifer und Energie. Sobald ein Studium dich langweilt, so ist dies entweder ein Zeichen, daß es deinen Neigungen nicht entspricht oder daß deine Methode eine falsche ist. Ein jedes Studium, jedes Selbststudium soll interessant sein. Ist es dies nicht, so muß es geändert werden.

Ein kleiner Prozentjah von Menschen ist selbst unter den günstigsten Verhältnissen unfähig, sich weiterzubilden. Diese müssen sich eben mit einem unvollkommenen Leben begnügen.

Den jungen Enthusiasten aber, die sich selbst bilden wollen, möchte ich raten, sich nicht zu früh auf bestimmte Gebiete zu spezialisieren. Später freilich müssen sie es tun, denn alles kann nicht auf einmal lernen. Es ist ein Fehler, wenn viele, denen es ausgezeichnet gelungen ist, sich selbst zu bilden, damit beginnen, daß sie sich gierig auf alles Wissen stürzen. Aber selbst wenn gar kein Zweifel darüber besteht, welches Gebiet du wählen wirst, solltest du niemals zu früh mit Spezialisieren beginnen. Allgemeine Bildung muß der speziellen Bildung vorangehen, dazu die Grundlage bilden. Kein Zweig der Wissenschaft kann richtig erfaßt werden ohne Kenntnis der übrigen.

Es ist nicht wahr, daß das Leben zu kurz ist für eine allgemeine und außerdem noch für eine Sonderausbildung. Das Leben ist weder zu lang noch zu kurz; es hat die richtige Dauer, die sowohl eine allgemeine wie eine spezielle Bildung einzuschließen vermag. Ein jeder Erziehungsplan muß sorgfältig ausgearbeitet werden. Er bedarf mitunter der Veränderung. In ihrem Eifer, sich selbst zu bilden, vergessen viele oft das Ziel und, ohne es zu wissen, weichen sie mehr und mehr davon ab. Auf diese Weise kommt es vor, daß der Lernende ein Weichwender wird und nicht zu leben versteht. In diesem Fall wird durch die Erziehung das Gegenteil von dem erreicht, was ihr eigentliches

Ziel ist. Wenn die Erziehung dich nicht lehrt, das Leben zu lieben, in die nicht den Wunsch weckt, es mehr und mehr kennen zu lernen, die nicht zeigt, daß ein jedes Leben seines Interesses wert ist, dich nicht ermuntert, unterzutauschen in dem großen Strom — dann ist sie zwecklos.

Zuletzt laßt mich daran erinnern, daß keine Ausbildung jemals ein Ende hat. Je mehr du weißt, desto mehr erkennst du, was dir zu wissen not tut. Nur die Klügsten erkennen, daß wir in Wahrheit nichts wissen; Menschen, die gelernt haben, vollkommen zu leben, werden bis zu ihrem letzten Augenblick nach einem noch vollkommeneren Leben streben. Nur die Gedankenlosen werden über einen Mann lächeln, der in seinen alten Tagen sich noch mehr Kenntnisse zu erwerben sucht. Sie werden fragen: „Was er damit wohl noch anfangen kann?“ Niemand kann wissen, was er damit anfangen mag. Wenn aber die Wissenschaft nicht auf eine einzige große Fälschung aufgebaut ist, dann kann weder auf dieser noch auf der andern Seite des Grabes das mindeste verloren gehen. Es steht fest, daß wir nichts wissen und nichts mit Sicherheit wissen können von dem, was nach dem Tode vorgeht. Wie dem aber auch sei, wir sollten es wissen: Lehren Endes darf nichts verloren gehen.

Der Tarifvertrag

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich, alle die Fragen zu behandeln, die das Tarifwesen betreffen. Wir wollen uns deshalb heute darauf beschränken, den rechtlichen Inhalt, den alle Tarifverträge haben, zu betrachten.

Der Tarifvertrag, auch „Arbeitsnormenvertrag“ genannt, soll Normen, also Regeln schaffen, die für den Arbeitsvertrag bestimmt sind. Eins wollen wir uns gleich merken: Tarifvertrag und Arbeitsvertrag sind etwas grundverschiedenes. Während der Arbeitsvertrag das Verhältnis des einzelnen Arbeiters mit seinem Arbeitgeber regeln soll (Arbeitsverhältnis) und nur von einem einzelnen Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber abgeschlossen werden kann, soll der Tarifvertrag Richtlinien für alle Arbeitsverträge eines bestimmten Gebietes und eines Berufes enthalten. Auch sind bei einem Tarifvertrag nicht der einzelne Arbeiter oder Unternehmer (letzterer kann es in außergewöhnlichen Fällen sein) Partei oder, wie man auch sagt, „Kontrahent“ des Vertrages, sondern die wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeiter und Unternehmer, also Gewerkschaft und Arbeitgeberverband. Rechtlich unterscheidet man im Tarifvertrag zwei Teile. Der eine Teil soll Regeln für die Arbeitsverträge schaffen, der andere die Pflichten und Rechte der Tarifvertragsparteien untereinander regeln. Wenden wir uns zunächst den ersteren, den Arbeitsvertragsnormen, den „normativen“ (normativ = regelnd) Bestimmungen zu. Diese normativen Bestimmungen sind geeignet, Inhalt eines Arbeitsvertrages zu werden. Aber nicht immer, nämlich dann nicht, wenn für den Arbeiter etwas Besseres vereinbart wird oder der Tarifvertrag etwas darüber sagt. Besseres kommt in Frage bei nicht voll Leistungsfähigen, wie zum Beispiel Invaliden, Jugendlichen usw. Nun aber zum Wesentlichen: Die normativen Bestimmungen wirken genau so, wie ein Gesetz. Steht in einem Tarifvertrag, daß der Stundenlohn eines Arbeiters 2 M beträgt, so können der Arbeiter und Arbeitgeber keine 80 oder 70 M vereinbaren. Dadurch ist der Arbeiter insofern geschützt, daß der Unternehmer ihm nicht durch Drohung mit Entlassung usw. einen niedrigeren Lohn, als den im Tarifvertrag vereinbarten, aufzwingen kann. Weitere normative Bestimmungen sind: Ferien, Feriengeld, Arbeitszeit, Mehrzahlung bei Überstunden, Familiengeld, da alles Angeführte der einzelne Arbeiter nicht mit seinem Arbeitgeber in seinem Arbeitsvertrag vereinbaren kann. Das Wort „Unabdingbarkeit des Tarifvertrages“ bedeutet nicht mehr und nicht weniger, wie schon oben gesagt wurde, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Arbeitsvertrag nichts ausmachen können, was im Gegensatz zum Tarifvertrag steht.

Nun zu dem zweiten Teil der Tarifverträge, den „obligatorischen“ Bestimmungen oder den sogenannten „Verbandspflichten“. Obligatorisch bedeutet hier soviel wie verpflichtend; verpflichtend sind sie aber nur für die Tarifparteien. Zu nennen sind hier zum Beispiel: Dauer des Tarifvertrages, Kündigungsfrist des Tarifvertrages (nicht des Arbeitsvertrages), Geltungsbereich, Friedenspflicht. Die Friedenspflicht, eine der wichtigsten verpflichtenden Bestimmungen, bedeutet, daß die Tarifvertragsparteien während der Dauer des Vertrages nichts tun dürfen, was den Tarifvertrag gefährden kann. Die Verbände, die einen Tarifvertrag abgeschlossen haben, sind also verpflichtet, auf ihre Mitglieder dahingehend zu wirken, daß die Bestimmungen des Tarifvertrages innegehalten werden.

Karl Hankammer.



Immer vorwärts!

Nicht betteln, nicht bitten, nur mutig gestritten!
 Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!
 Und nimmer verzaget! Von neuem gewaget!
 Und mutig voran! Da zeigt sich der Mann.
 Wir wollen belachen die Feigen und Schwachen:
 Wer steht wie ein Held, dem bleibet das Feld.
 Einst wird es sich wenden, einst muß es sich enden
 Zu unfremem Glück: Drum nimmer zurück!

Hoffmann von Fallersleben.

In Hause war natürlich mein Zimmer wieder nicht aufgeräumt. Ich zitierte meine Hauswirtin herein und hielt ihr folgende Rede: „Gutes Weib, es ist 11 Uhr sieben Uhr, Kiteriki! Die Nachschüssel ist noch nicht ausgeleert, Kiteriki, das Bett nicht gemacht, Kiteriki, und in dem Nachtsack will ich erst gar nicht nachschauen, Kiteriki! Wissen Sie, was Sie sind, Kiteriki? Sie sind —“

Dieser Satz durfte ich leider nicht beenden. Meine Hauswirtin, die in weiser Voransicht ihren Besen mitgebracht hatte, stieß ihn mir vor den Bauch, vertriebte mit affenartiger Geschwindigkeit aus dem Zimmer, und bald hörte ich ihre liebliche Stimme durch das ganze Haus gellen: „Mein Zimmerherr ist von an tollkühnen Gockelhahn bischen wora! Er war schon immer blöd, aber jetzt is zum Ausbruch kemmal Gehls net auf, Leut, sonst pikt er!“

Aber eine ging doch hinaus, und zwar mein Schuppie, die Meß, die gerade in dieser kritischen Stunde kam. Sie hatte ihr neues Kopfmönch an, und darin sah sie so entzückend aus, daß ich ihr gleich um den Hals fiel und jandhte: „Du siehst ja aus wie ein Engel, Kiteriki! Geh, gib mir ein Büffel, Kiteriki, wie sagt der große Dichter, Kiteriki!“

„Ein Aug, geküßt von Lippen zart und weich, Kiteriki, ist wie ein Bergschnee vom Himmelreich, Kiteriki.“
 „Nimm mich an deinen Busen, Kiteriki.“

„Ich hab' keinen Busen, Kiteriki!“ donnerte die Meß. „Aber wenn du meinst, ich bin dein Hauswirtsch, Kiteriki, dann bist du auf dem Holzweg, Kiteriki!“

Ich habe mir das Kiteriki wieder abgewaschen. Denn es klingt nicht gut, net, und überhaupt sind diese Redensarten etwas albern, net, und ein vernünftiger Mensch sollte sie nicht gebrauchen, sondern auf seine Sprache besser achten, net, und das gilt für die Norddeutschen ebenfogut, für die Süddeutschen, net?

Ich hab' doch recht, net!

Karl Gillingen, München.

Die Marseillaise

Wir alle haben sie ergriffen und angefeuert gefungen, diese wunder-volle Kampfmelodie der französischen Revolution. Freilich, wir singen nicht den französischen Urtext, sondern das Lied, wie es einer unserer frühesten Arbeiterdichter, Jakob Ludorf, für das deutsche und sozialistische Proletariat des 19. und 20. Jahrhunderts gedichtet hat. Es können neue und vielleicht bessere, zeitgemäßere Texte kommen. Die Melodie aber ist unsterblich. Es ist zweifellos interessant zu wissen, welche Ursachen zu dieser berühmten Marseillaise geführt haben und warum sie diesen Namen hat.

Ich fragte mich selbst und andere Genossen damals oft: warum und „wie“ Marseillaise? und habe nie eine richtige Antwort bekommen. Nun fand ich in den Büchern von Thomas Carlyle, einem der besten Schilderer der französischen Revolution, klaren Aufschluß. Er schreibt da in seinem 2. Bande der französischen Revolution:

„Aber die merkwürdigsten von allen vorüberziehenden Erschei-nungen sind Barbaroug“, 600 Marseiller“, die zu sterben wissen!

Während auf die Bitte des Barbaroug eingehend, hat die Marseiller Munizipalität diese Leute zusammengebracht. Schon am 5. Juli morgens sagte der Stadtrat: marchez, abetoz le tyran — marschiert und schlägt den Tyrannen nieder! Und sie riefen grimmig: Marchons! und marschierten. Lang ist ihr Weg und zweifelhaft ihre Sendung. Wohl an denn, enfants de la patrie (Kinder des Vaterlands), möge ein guter Genius euch geleiten! Ihr eigenes wildes Herz und der Glaube, der in ihnen wohnt, wird sie geleiten, und ist dies nicht schon die Wohnung an den Genius, mag er nun gut oder schlecht sein? Fünfshunderdfeizehn tüchtige Männer mit Führen für je schlafzig und zehn, wohlbewaffnet, die Muskete auf der Schulter, den Säbel an der Seite, die außerdem noch drei Kanonen mit sich führen. Wer kann denn wissen, auf welche Hindernisse sie stoßen. Gibt es nicht Munizipalitäten, die durch den Kriegsminister gelähmt sind, und Komman-danten, die den Befehl haben, jeden Trupp bereitwilliger Föderierter aufzuhalten? Da ist es gut, wenn vernünftige Gründe das Stadtor nicht öffnen wollen, daß wir Kanonen zur Hand haben, es zu sprengen! Sie haben ihre sonnige Phokierstadt und ihre blaue Meeresbucht ver-lassen, ihren lebhaften Seehafen, ihre belebten Promenaden und schat-tigen Avenuen, ihre Mandel- und Olivenhaine und ihre Orangen-bäume, die auf den flachen Hausdächern standen, ihre weißen, schim-mernden Lufthäuser, die rings die Hügel krönen — alles das liegt nun hinter ihnen. So ziehen sie auf ihrem wilden Wege dahin, vom äußersten Ende des Vaterlandes durch unbekannte Städte einem un-bekanntem Schicksal entgegen, aber sie kennen ihre Aufgabe.

Wie es nun einmal ist, bleiben die Marseiller unmartig und ihren Zügen nach unermüdet, eine düster blidende Masse voll grim-migen Feuers, die in den Tagen heißer, schwülen Festschlagen durch Fran-zeisch dahinzieht — ein gar merkwürdiger Anblick. Sie ziehen mitten durch unendliche Zweifel und dunkel drohenden Gefahren über irgend etwas, aber sie allein sind nicht im Zweifel, am wenigsten über sich selbst.

Das Schicksal und das feudale Europa kommen entschieden von außen her (gegen das revolutionäre Frankreich) stetig angerückt und sie marschieren ebenso entschieden im Innern ihre Straße. Stäubigen Knüttels, mit spärlichen Erschütterungen versehen, marschieren sie un-verbroffen mehr denn 200 Meilen und ohne nach rechts und nach links zu sehen nach Paris. Solch ein Marsch wird berühmt werden!

Den Gedanken, der unauzgesprochen in dieser düsterblidenden Masse lebte, hat ein begeisterter Straßburger Oberst, Rouget de Lisle, der nach auf Erden gewandelt (damals anno 1836, da Carlyle dies schrieb), in seinem Lied oder „Marsch der Marseiller“ in jorntig subelnde Melodie gebracht: die glücklichste aller musikalischen Komposi-tionen, die je verbreitet worden ist. Ihr Klang wird das Blut in den Adern pricken lassen; ganze Armeen und Versammlungen werden sie singen, mit Augen, die zugleich weinen und blitzen, mit Herzen, die dem Tod, dem Tyrannen und dem Teufel trotzen.

Arbeitsverfassung und Streikrecht vor 200 Jahren

Wir steigen zurück in die Zeit des kommenden Frühkapitalismus; es ist die Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. (1703—1740). Die Arbeiter kennen weder Koalitionen- oder Streikrecht noch Organi-sationen oder Gewerkschaften. Die Macht des absoluten Staates be-herrscht allgewaltig den Lebenskreis der Untertanen von Geburt bis zum Grabe, selbst ins Privatleben und in die wirtschaftlichen Wor-gänge nach Willkür und Laune eingreifend.

Damals in den dreißiger Jahren waren in Berlin Mißhelligkeiten zwischen dem Unternehmertum einerseits und Zimmerleuten und Mauern andererseits entstanden. Was geschah? Das Kapital wandte sich an den Staat, das heißt den König und beklagte sich über die mit-willigen und widerwilligen „Maurer und Zimmerleute“. Der Staat griff prompt ein.

Es ist im Vergleich zu heutigen Zuständen interessant, zu beob-achten, wie hier von Staats wegen kurzerhand Lohn und Arbeitszeit be-ordnet wurden. So bestimmte der König: In der Zeit von Oftern bis Michaelis sollte jeder vom Bauherrn bestellte Meister und Geselle täglich 4 Groschen und 4 Quart Bier, an den kürzeren Tagen nur 3 Groschen 6 Pfennig und an den kürzesten Tagen 3 Groschen und 3 Quart Bier erhalten. Wurden die Handwerker nicht gespeist, so er-löbte sich ihr Tagelohn um 2 Groschen. Die Fischer sollten nach

Stücklohnfähigen bezahlt werden. Und wie der Lohn, so wurde in der „Ordonnance“ auch die Arbeitszeit genau geregelt. Sie war nicht zu knapp bemessen: von morgens 4 bis abends 7 Uhr sollte gearbeitet werden mit nur einstündiger Mittagspause. Vom Achtstundentag war man also damals noch recht weit entfernt.“ (Wolf Junf.)

Ein solches Dekret gefiel den Mauern und Zimmerern wenig, sie traten also in den Streik.

In hellen Scharen verließen sie die Residenz und suchten in Magdeburg, das nicht mehr unter preußischer Oberhoheit stand, neue Arbeit. Aber der Administrator des Primats und Erzklosters Magdeburg war ein „lieber Herr Vetter und Gebatter“ Friedrich Wilhelms. Und so reichte der Arm des Königs auch bis hierher. Die streikenden Ber-liner sollten verhaftet und vor die zuständigen Gerichte gebracht werden und „nach Ermessen der Obrigkeit, unter welcher sie gefessen, mit Ge-fängnis oder Geld bestraft werden“.

Diese Maßnahmen scheinen wenig genutzt zu haben, denn infolge des Arbeitermangels mußten vielfach ungelernete Kräfte eingestellt werden, die aber auf den Baustellen eine derartige „Zuscherei“ ver-übten, daß der König abermals eingreifen mußte. Er gestattete seinen Soldaten, die gelernte Maurer waren, auschüßweise einzuspringen und die Arbeit mit Fleiß, Treue und Sparsamkeit auf den Baustellen zu verrichten“.

R. W.

Die Bedürftigkeitsklausel der Erwerbslosenfürsorge

Aber die Mängel der Erwerbslosenfürsorge ist genug geredet und geschrieben worden. Erst in den letzten Wochen wurde durch die sozial-demokratische Fraktion im Deutschen Reichstag versucht, die größten Mängel dieser sogenannten Fürsorge zu beseitigen, sie auszubauen und zu verbessern.

Ein „Schönheitsfehler“, den ein nicht kleiner Teil der Erwerbs-losen übel zu fühlen bekommt, ist die Bedürftigkeitsklausel. Wenn nämlich in einer Familie ein Mitglied erwerbslos wird und die übrigen Familienmitglieder über einen bestimmten Mindestsag hinaus verdienen, ein Mindestsag, der nur notdürftig zum Leben reicht, dann ist der betreffende Erwerbslose nicht bedürftig und erhält keine Unter-stützung. Dagegen aber werden zu den Beiträgen für die Erwerbslosen-fürsorge alle Erwerbstätigen der Familie rückwärtslos herangezogen. Es ist also bei dieser famosen Fürsorge so, daß man wohl Beiträge zahlen muß, aber von Gehebes wegen von der Unterstützung aus-geschlossen ist.

Das ist aber nicht das Schlimmste. Bei Vergebung von Notstands-arbeiten werden die Unternehmer verpflichtet, mindestens zwei Drittel der zu den Arbeiten notwendigen Arbeitskräfte vom zuständigen Arbeitsamt zu beziehen. Für diese vom Arbeitsamt zugewiesenen Not-standsarbeiter erhält dann der Unternehmer, der zur Bezahlung tarif-licher Löhne gezwungen ist, aus der Erwerbslosenfürsorge einen ent-sprechenden Zuschuß. Vermittelt werden vom Arbeitsamt aber nur solche Erwerbslose zu Notstandsarbeiten, die mindestens zwei Wochen Erwerbslosenunterstützung bezogen haben. Da aber die „nichtbedürftigen“ Erwerbslosen keine Unterstützung erhalten, sind diese „Gilt-lichen“ dadurch von der Vermittlung zu tariflich bezahlter Notstands-arbeit ausgeschlossen. Nun wird solchen Erwerbslosen von den Beamten der Arbeitsämter häufig der Rat gegeben, sich bei Unternehmern, die Notstandsarbeiten übernommen haben, zu melden, damit dieser sie ohne Zuschuß bei diesen Arbeiten beschäftigt. Ein Unternehmer, der zur Bezahlung tariflicher Löhne verpflichtet ist, wird aber das letzte Drittel Arbeiter, die er ohne Zuschuß aus der Erwerbslosenfürsorge beschäftigen muß, soweit als möglich mit geschulten Leuten besetzen. Besonders zu Notstandsarbeiten, bei denen größere Erdbewegungen vorgenommen werden müssen, sind die Ausfühler auf Beschäftigung der stellenlosen „nichtbedürftigen“ Kaufleute, Schneider, Uhrmacher und ähnlicher Berufe sehr schlecht. Jeder Unternehmer wird solche Leute solange abweisen, als er geschulte Erdbarbeiter haben kann.

Dann wird von nichtbedürftigen Erwerbslosen vielfach behauptet, daß von den Arbeitsämtern Leute, die Unterstützung beziehen, eher Ausfühler haben, Arbeit zu bekommen, als die von der Unterstützung ausgeschlossenen „Nichtbedürftigen“.

Zusammenfassend ist also zu dieser famosen Bedürftigkeitsklausel zu sagen: Es sind wohl alle Erwerbstätigen zu Beiträgen für die Erwerbslosenfürsorge verpflichtet, im Falle der Erwerbslosigkeit aber erhalten die sogenannten Nichtbedürftigen nicht nur keine Unterstützung, sondern sie werden planmäßig von dem Teil der Notstandsarbeiten ausgeschlossen, für den die Erwerbslosenfürsorge Zuschüsse bezahlt. Und auch bei der allgemeinen Arbeitsvermittlung glauben sich die Nichtbedürftigen gegenüber den Unterstützungsempfängern zurückgesetzt. Das wird wohl nicht gut in aller Form zu beweisen sein, ist aber gefühlsmäßig wohl verständlich bei Leuten, die lange Monate die Arbeitsämter ergebnislos belagern.

Eine große Zahl Nichtbedürftiger stellt die nach beendeter Lehre entlassenen und jugendlichen Arbeiter. Für solche jungen Leute ist aber eine längere Arbeitslosigkeit oft bestimmend fürs ganze Leben. Eine der wichtigsten Aufgaben des Staates und der Behörden ist es, gerade dem arbeitslosen Jungvolk so rasch wie möglich wieder zu geregelter Arbeit zu verhelfen.

Alternabend der Metallarbeiterjugend

Einen neuen Gedanken in die Jugendveranstaltungen haben die Jugendkollegen von Kaiserlautern gebracht, sie veranstalteten für ihre Angehörigen einen Alternabend, auf dem sich die Eltern selbst vom Leben und Treiben in unseren Jugendgruppen überzeugen konnten und so auch die Gewißheit belamen, daß ihre Kinder bei den Metallarbeitern in guten Händen sind. Ein geschult zusammengestelltes Programm, welches ausschließlich von Mitgliedern der Jugendgruppe bestritten wurde, füllte den Abend aus, den Zuhörer dauernd in Spannung haltend. Die beiden Aufführungen „Sonnenwende“ und „Ausgeperrt“ wurden mit sichtlicher Eingabe gespielt. Besonders die Aufführung des letzteren machte durch das schöne Zusammenpiel einen ausgezeichneten Eindruck. Die Freiheitschöre „Wenn wir schreiten“ und „Wieder zur Sonne, zur Freiheit“, sowie „Was Wandern ist des Müllers Lust“ wurden vom Singchor der Jugend unter Leitung seines Dirigenten Herrn Klingel in überraschender Schönheit zum Vortrag gebracht. Dazwischen folgten Gedichte und Rezitationen. Die Jugendgruppe kann mit dem Verlauf ihres Alternabends zufrieden sein. Dem Einzelnen aber drängt sich bei dem Gesehenen und Gehörten der Gedanke auf, was erst bei einer Zusammenfassung der einzelnen Jugendgruppen, die eine noch bessere Auswahl der Kräfte ermöglicht, an erzieherischer und bildender Arbeit aus „eigener Kraft“ für die gesamte Bewegung geleistet werden könnte.

Harmonie

In Harmonie mit dem Unternehmertum zu leben, ist der Gedanke vieler Arbeitnehmer auch heute noch. Wir fühlen den Widerstand. Wir erleben ihn täglich an uns oder an Arbeitsgeschwister, Arbeitsbrüder. Dort die eigene Faust des Kapitalismus, die uns frechtend will, brutal, ohne Mitgefühl mit uns. Und da Harmonie? Das kann nicht natürlich sein!

Und es ist auch nicht natürlich. Trotz des großen Harmoniegedehes der Welt. Denn gerade Harmonie verlangt selbständiges Denken und eigene, freie Betätigung, wenn das Leben gegen das Harmoniegesetz handelt.

Wenn wir einer Pflanze die meisten Blätter nehmen, dann wachsen die letzten, übrigen Blätter zu großer Form, um durch ihr großes Schach, so weit möglich, das auszugleichen, was dem Leben der Pflanze an Blättern zugeht. Und so überall im lebendigen Naturreich. Nehmen wir einem Lebendigen etwas, was es zum Leben braucht, dann drängt es, so gut es kann, in seinen übrigen Lebenserscheinungen vorwärts zur Erhaltung des Lebens.

Und ist nicht auch eine Lebenserscheinung auch der Kampf. Ist es nicht ein gesunder, natürlicher Lebenstrieb, da zu kämpfen, wo äußere Einflüsse schädlich auf uns einwirken? Verlangt nicht gerade das große Harmoniegesetz der Welt den Kampf? Kampf ist natürlich fittige Pflicht, wenn er nicht selbsttätig, sondern um der Harmonie willen gesucht wird, wie bei uns.

Harmonie als Lebensziel für die Gegenwart ist Unter- gang und Tod. Harmonie soll Ziel sein. Und daß sie als Ziel einmal auch Erfüllung werde, darum kämpfen wir.

Was ein heftiger Arzt und Volkstfreund vom Wert oder Unwert der alkoholischen Getränke zu sagen hat. In seinem ausgezeichneten (bei Ulrich Deleiter in Dresden erschienenen) „Gesundheitsbüchlein“ macht Med. Rat Dr. Krause folgende Ausführungen:

„Bier und Branntwein werden von den Säugetieren gern „flüssiges Brot“ genannt... Sie räumen uns Wärmebildung vor, sie scheinen auch im Anfang unsere Verdauung zu erhöhen. Tatsächlich aber ist der Nährwert minimal; ein Bröckchen für 2½ L hat den gleichen Nährwert wie ein halber Liter Bier für 40 L. Bier als Nahrungsmittel ist also etwa 16mal teurer als Weizenrot. Dazu kommt dann der schädigende Einfluß des Alkohols auf die Organe, eine direkte Giftwirkung, die viele Stellen in ihrer Funktion erst hemmt, dann lähmt, bei fortwährender Zufuhr direkt zum förtigen Versaß bringt, ihre Funktionen also vernichtet und weitlosen Ballast in den Organen schafft. Der Alkohol des Branntweins und der Weine hat gleich verheerende Wirkung. Der Wert aller alkoholhaltigen Getränke als Genussmittel ist für uns ein böses Dauergericht, zumal für Kinder und für Leute mit zarter, wenig widerstandsfähiger Körperkonstitution.“

Der Verfasser widmet dann der Frage noch eine kurze Betrachtung vom Standpunkt des Volksganzen aus: „Wenn wir erfahren, daß das arm gewordene Deutschland noch heute 2 bis 3 Milliarden jährlich für den Genuß alkoholhaltiger Getränke ausgibt (die Zahl ist jetzt zu niedrig; der Verbrauch ist), und wenn man nur den Versuch machen will, auszuweichen, welche Unsummen an Arbeitskraft bei etwa 100 000 Grundbesitzern unseres Volkes (diese Zahl ist natürlich zu hoch gegriffen) dem Volke jährlich verloren gehen, welche Summen für persische und sonstige Handelswaren und Erdölum, ständiger Verlust und beträchtlicher Tun an dieser Unzulässigkeit dem Staate, alle dem Volke kosten, wenn wir an die zahlreichen Unfälle nach Alkoholgebrauch denken und die oft enormen Materialschäden und Menschenverluste durch Mangel an Aufmerksamkeit in Fabriksbetrieben und im Verkehr letzten zufolge des Alkoholgeusses, dann bekommen wir doch eine kleine Vorstellung von dem „Werte“ dieses Genussmittels... Die Forderung, daß wir unsere Jugend bis zum 16. oder bestenfalls 18. Lebensjahr alkoholfrei erziehen, wollen wir Alkoholverpöpfung (Verbrennung) meiden, mag bei jeder Gelegenheit wieder und immer wieder eintreffend ge- stellt werden.“

Die Zunahme der Selbstmorde ist ohne Zweifel ein Beweis für die Minderwertigkeit der sozialen Verhältnisse des Lebens, denn der Selbstmord ist ein zu natürlicher und gesunder Liebes- und Mord der Selbstmorde haben an Zahl in den ganzen letzten Jahren zugenommen, wie eine Statistik des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich für das Jahr 1926 ergibt. Die Zahl der Selbstmorde weist ein langames Anschwellen auf. Und daß es die Not ist, die schließlich zum Selbstmorde treibt, zeigt uns die Tatsache, daß die Zahl der Selbstmorde am größten da ist, wo die Lebensverhältnisse am schlechtesten sind, in den Großstädten, in den ausgeprägten Industriellen Gebieten. Da wo Menschen zusammengedrängt wohnen und nicht für alle Arbeit ist. Da wo die Planlosigkeit des Kapitalismus am deutlichsten in die Erscheinung tritt. Da schreiet er in seiner rein wirtschaftlichen, privategoistischen Einstellung tatsächlich über Leichen.

Schriftenschau

„Der singende Tag“, Viederfassung für Schule und Haus von Adolf Jensen. Mit 125 ein-, zwei- und dreistimmigen Liedern, davon 25 mit Klavierbegleitung. 200 Seiten. Preis kart. 1,50 M. in Ganzleinen gebunden 2,50 M. Schulausgabe gleiche Preise. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8. — Betrachte und durchblättere dieses neue Singbuch und du freust dich vorweg schon um des lehrreichen Druckes, der sauberen Notenschrift willen. Doch näher zuschauend wird dir das Herz warm von so herrlichen Naturliedern und innigen Liebesweisen, von Volkschmurren, Längen und seltenen, teils halbbereschollenen Niederblüten. Des Volkes Seele tönt in allen Gemütsregungen: in Trauer, Freude, Fröhlichkeit, Ecker, Besinnlichkeit und Ausgelassenheit. Jensens Buch ist auf Wunsch der „Kinderfreunde“ entstanden. Im Hauptteil des Buches sind, ohne Brüdlichkeit ausgedrückt, 100 tendenzlose Volkslieder vereinigt. Die politischen Lieder und Arbeiterjugendgesänge stehen für sich in einem Anhang und sind aus Hörses wohlbekanntem „Volksliederbuch“ des Arbeiterjugend-Verlages entnommen. „Der singende Tag“, ein Liederbuch, welches dem Wert nach auf einer Ebene mit Födes „Musikanten“ und dem vielgerühmten „Rupsgeigenbansl“ steht, müßte ein Haus- und Heim- buch der Arbeiter und ihrer Jugend werden. Denn: „Singende Tage“ sollen unser Leben durchziehen und uns zum Aufwärtskampfe rufen.

Denag 1927. Taschenkalender, den Lehrlingen in Wädereien und Konditoreien gewidmet vom Deutschen Nahrungs- und Genussmittelarbeiter-Verband (Denag) in Hamburg 1.

„Rästel der Wüste. Von A. M. Hoffmann Bey. 319 Seiten, 46 Abbildungen und 1 Karte. In Leinen 1,50 M. Dieses bei Brockhaus erschienene Reisebuch bringt neue Entdeckungen der Libyschen Wüste. Die Entdeckungen, über die das Buch berichtet, sind umrahmt von packenden Schilderungen der Wüste, mancher seltsamen Sitten und des Aberglaubens der Küstendwohner. Wir hören da, daß der Beduine seinen Gast kochen und mit möglichst vielen Speisen vollstopfen muß, ohne selbst etwas zu essen, und daß eine Witwe sich 40 Tage lang nicht waschen und sich vor niemand sehen lassen darf. Zu den seltsamen sozialen Entdeckungen fügt das Buch geographische und ethnologische. Eine Reihe hübscher Bilder verstärken den Eindruck des gedruckten Wortes.

Über die Gesundheitsgefährdung bei der Verarbeitung von metallischem Blei mit besonderer Berücksichtigung der Bleiätere. Von Dr. med. Hans Engel, Mitglied des Reichsgesundheitsamts in Berlin. Verlag von Julius Springer, Berlin W 9, Linkestr. 23.

Berechnung der Wechsellöhner zum Gewinnschneiden. Bearbeitet von J. Reppel, Gewerbeschuldirektor. Preis 75 P. Verlag Holland & Sofenhans, Stuttgart.

Das Werkzeug. Fachblatt für die Werkzeugmacherei. Gut illustriert und unter sachtechnischer Leitung. Erscheint monatlich. Vierteljahrspreis 2,25 M. Die neueste Nummer befaßt sich besonders mit modernen Mehrwerkzeugen. Verlag Karl Patatz, Berlin W 35, Bülowstraße 2.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S-A 628 41, S-A 628 42, S-A 63990

Mit Sonntag dem 5. Dez. ist der 50. Wochenbeitrag für die Zeit vom 5. bis 11. Dezember 1926 in l'a.

Zur Beachtung für die reisenden Mitglieder

Ein betriebswirtschaftliches Recht auf Empfang von Kostgeldern besteht nicht. Die Auszahlung von Kostgeldern durch die Verwaltungsbüro ist freiwillig und nur soweit möglich, als lokale Mittel vorhanden sind. In allen Verwaltungsbüros, wo im Adressenverzeichnis vermerkt ist: „Kostgeldrecht wird nicht bezahlt“, ist das Auffuchen des Kassiers, weil zwecklos, zu unterlassen.

Stuttgart, Kirchstraße 16. Der Vorstandsvorsitz.
Druck und Verlag Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Kirchstraße 16